

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pedretti, Erica
Engste Heimat

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3323
978-3-518-39823-4

suhrkamp taschenbuch 3323

»Kurz bevor sie aufhörte, ein Kind zu sein, hat Anna sich geschworen, das, was sie jetzt fühlte und dachte, wie ein Kind fühlt und denkt, nie zu vergessen.«

Als die Hauptfigur von Erica Pedrettis Roman nach über drei Jahrzehnten zum erstenmal in die »engste Heimat«, eine mährische Kleinstadt, zurückkehrt, muß sie feststellen, daß ihre Erinnerungen die kindliche Unschuld verloren haben. Zu viel ist in der Zwischenzeit geschehen: Der Krieg, der jenseits der Mauern von Großvaters Blumengarten zunächst fast unwirklich erschien, bricht in das Leben ein. Gregor – Annas Lieblingsonkel und Jungmädchenschwarm, der Kunstmaler, »der Held ihrer Kindheit« – kämpft in Frankreich an der Seite der Tschechen gegen Hitler. Doch beim Einmarsch der Russen müssen Anna und ihre Familie als Deutsche das Land verlassen ...

Erica Pedretti wurde 1930 im nordmährischen Sternberg geboren und lebt heute in der Schweiz. Sie hat viele bedeutende Kunst- und Literaturpreise erhalten, u.a. den Ingeborg-Bachmann-Preis, den Großen Berner Literaturpreis und den Berliner Literaturpreis (Bobrowski-Medaille). Ihre Bücher erscheinen im Suhrkamp Verlag, zuletzt, 1998, ihr Roman *Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte* und 2001 *Heute. Ein Tagebuch* (st 3305).

Erica Pedretti
Engste Heimat

Suhrkamp

Umschlagfoto: Yvonne Böhler

suhrkamp taschenbuch 3323

Erste Auflage 2002

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39823-4

2. Auflage 2011

Engste Heimat

für
Patric
Annetta
Susanna
Martigna
Carolina

Die Tischplatte

ist aus durchbrochenem, ornamentiert gelöchertem Gußeisen, modellierte Eisenfüße stehen im hohen Gras.

»Kannst du mir nicht die Häkelnadel suchen«, sagt Fräulein Bielohradsky, »da, dorthin muß sie gefallen sein«, weist mit einer Hand, und mit Daumen und Zeigefinger hält sie die offene Masche, hält ihre Häkelei, die Ähnlichkeit mit der Tischplatte hat.

»Sie kann ja nirgends als unter dem Tisch liegen«, sagt die Großmutter, und sie bücken sich, die Frauen beugen sich von ihren Sesseln, Anna kriecht unter den Tisch. Tante Berta streckt sich als erste wieder, sehr gerade sitzend, strickt sie weiter.

»Danke«, sagt Fräulein Bielohradsky, als das Kind ihr die Nadel hinaufreicht, »jetzt können wir mit dem Englisch weitermachen.«

»Mister Brown, Mister Brown«, Anna führt ihren Finger den Eisenschnörkeln nach, läßt ihn quer über den Tisch tanzen.

»Weiter!«

»Meine Brille, wo ist meine«, sucht die Großmutter, der Finger überspringt eine Blume, zieht eine Ranke entlang, Blättern nach, hebt balancierend die Gläser am Nasenbügel hoch.

»Hier, schau, vor deiner Nase«, sagt Tante Berta.
Die verwachsenen Apfelbäume hinter Tante Berta.

»Also?«

»Mister Brown, Mister Brown, are you going down to town?«

»Weiter«, sagt Miss Bielohradsky.

Mit neun Jahren fühlt Anna sich zu alt für Kleinkinderverse.

»Miss Whitecastle is your name.«

Hinter hohen Mauern ein weißes Schloß in einem großen alten Garten, denkt sie sich, ähnlich dem grauen Schloß hoch über den Mauern dieses alten Gartens.

»Du sollst nicht ablenken«, mahnt Großmama.

Zwischen den Obstbäumen ein Kopftuch, dort kauert Frau Dietrich, jätet ein Blumenbeet.

»Are you going down to town? Could you kindly take me down?«

Frau Dietrich versucht sich aufzurichten. Die Farben, das Muster auf ihrem Tuch. Halb gebückt, geht sie einige Schritte, verschwindet hinter hohen Stauden.

Ob sie weiß, warum mein Onkel fort ist?

»Weiter.«

»Could you take me down to town? Thank you kindly, Mister Brown.«

Anna preßt ihre Hände auf die von der Sonne erhitzte Tischplatte, drückt sich die heißen Eisenreliefs als Muster in die Handflächen.

»Allright, Miss Weisschlössl?«

»Sei nicht frech!« Die Großmutter schaut sie an: »Und sitz grade.«

Die zwei alten Damen stricken, so wie sie im letzten und vorletzten Sommer, an der Sonne sitzend, gestrickt haben, denkt sie, wo er wohl ist, hinter diesen Mauern, was er jetzt macht?

Thank you kindly, erinnert sie sich: Mr. Brown, wie Herr Hauk, auf dem Kutschbock seines Wagens, so weit etwa werden sie in Englisch gerade sein, oder: London's burning, London's burning! Haben sie das schon gesungen?

Lang und mager sitzt ihre Großtante Anna gegenüber, und mollig, eine Haarrolle um ihr schönes Gesicht, die Großmut-

ter. »Sitz grade«, mahnt sie: »Halt dich doch grade«, immer wieder liebevoll streng: »Sitz grade!«

Sonst stricken sie schweigend, um die Stunde nicht zu stören, das Kind nicht abzulenken. Die schnellen Bewegungen der strickenden Hände, Finger, Nadeln, die sich so eilig kreuzen, Fäden verschränken, daß das Abstricken der einzelnen Maschen, der Ablauf der Arbeit nicht mehr auszumachen ist, stundenlang Fingerübungen, unermüdlich einstechen, Faden umschlagen, einholen, Masche von der Nadel lassen, Masche um Masche, tagelang, unermüdlich Monate, Jahre verstricken.

Fräulein Bielohradsky schaut auf die Uhr: »Fünf Uhr, jetzt kannst du deine Vokabeln lernen.«

»Und lispeln englisch, wenn sie lügen«, hat doch Großpapa gestern gesagt, oder hat er wieder zitiert? Wahrscheinlich aus dem ›Faust‹ zitiert, den er von Anfang bis Ende auswendig kann.

»Wo ist die Nadel?« fragt Großmama, »geh, die wird da durchgerutscht sein, geh, sei so lieb, such mir meine Stricknadel, sie kann ja nirgends als unter dem Tisch liegen.«

Und die drei Frauen bücken sich von ihren Sesseln, während das Kind auf allen vieren unter dem Tisch sucht, im Gras sucht, und sie strecken sich grad, eine um die andre, zur Not kann man Pulloverärmel mit nur vier Nadeln stricken. Der Pullover wird für Anna sein oder für eins ihrer Geschwister.

»Eigentlich sollte man zwischen Obstbäume keine Blumen pflanzen«, meint Tante Berta. Ihre Mutter, Annas Urgroßmutter, hat die Bäume gepflanzt.

»Ich glaube, Lupinen schaden ihnen nicht, im Gegenteil.« Nun unterhalten sich die Frauen, tratschen, würde Großmama sagen; was sie tratschen, weiß ich jetzt nicht mehr, aber ich weiß, daß die immer das Wichtigste auslassen. Alles, worüber Anna gern mehr, etwas Genaueres wüßte, das sagen sie nicht.

»Paß auf, du trennst mir meine Häkelei auf!« Fräulein Bielo-

hradsky zieht an dem himmelblauen Garn, in dem sich das Kind verwickelt hat.

Wie es ihm geht? Vielleicht weiß auch die Großmutter das nicht. Anna traut sich nicht, sie zu fragen, fürchtet sich davor, sie weinen zu sehen, und sie hat Angst, irgend jemanden zu fragen. Vielleicht reden sie nur dann nicht von meinem Onkel, wenn ich es hören könnte, vielleicht befürchten sie, ich könnte, was ich höre, weitererzählen. Aber wem könnte ich von ihm erzählen? Hat die Großmutter vielleicht seinerwegen Angst, von ihm zu reden, oder ihrerwegen? Und warum?

»Paß doch auf!«

Wieder hat sie sich beim Suchen in einem der Fäden verfangen.

Ob ich hier bei den Großeltern bin, um sie über das Fortgehen ihres Sohnes zu trösten?

Sie vermutet, daß sie Großmama mit sich beschäftigen soll, mit dem großen Einmaleins, das sie sich nicht merkt, den Divisionen: »Du wirst rechnen können müssen«, den Vokabeln: »Du wirst Englisch brauchen«, den täglichen Turnübungen, die sie alleine nicht macht, mit all dem, auch mit den hundert Bürstenstrichen täglich oder zweimal täglich: »Davon bekommst du schöne glänzende Haare«, ihre Großmutter von traurigen Gedanken ablenken soll.

Und wenn sie Fieber hat, Anna ist zu oft krank, streicht Großmama ihr dick Fett auf die Brust, wickelt sie erst in ein kaltes nasses Leintuch, dann in Wolldecken, die Steppdecke bis über die Nase, eine steife Rolle, liegt Anna und schwitzt.

An allen Wänden hängen noch seine Bilder, und das Muster, die Farben des Vorhangs in Annas Zimmer, das vorher sein Zimmer war, und dort, die Farben von Frau Dietrichs Kopftuch: Das ist von ihm geblieben.

»Hast du meine Nadel gefunden?« fragt Großmama, und sie merkt, daß das Kind sich fortgeschlichen hat: »Anna, Anna, deine Aufgaben!«

Sie drückt sich an die hintere Bretterwand des Gartenhäuschens, drückt sich dicht die Mauer entlang. Rauch über, hinter der Gartenmauer: ein Kartoffelfeuer, vielleicht. Auch von dem, was draußen vorgeht, wird nicht geredet, Kriegsberichte sind nichts für Kinder. Anna läuft der Mauer nach, dann schnell über einen offenen Streifen Gras hinüber in die Stauden, läuft gebückt zickzack auf den engen Wegen zwischen den Blumenbeeten zu ihrem Großvater.

Der reicht dem Kind Setzlinge, in ein Stück feuchte Zeitung gewickelt, es kauert sich neben ihn, setzt, genauso wie er es tut, eine der kleinen weichen Pflanzen neben die andere, eine Pflanze mit einer Handbreit Zwischenraum neben die nächste. Von Zeit zu Zeit rücken sie weiter, stehn auf und machen einen Schritt voneinander fort und pflanzen weiter. Und von Zeit zu Zeit stehn sie auf, um das schmerzende Kreuz, den Rücken zu strecken, der Großvater macht Anna vor, wie man tief, richtig tief atmet, wie man zur Entspannung die Arme und die vom langen Hocken verkrampften Beine ausschüttelt.

»Kommt, kommt, wir gehn jetzt nach Haus!«

So wie er geht sie blitzschnell in die Knie, sobald sie Großmama rufen hört, immer wieder: »Kommt doch!«

In den hohen Stauden kann niemand die beiden sehn.

»Zeit zum Essen!« hört sie weit entfernt schon, konzentriert sich, wie Großpapa, auf die kleinen empfindlichen Pflanzen, Großmama weiß ja, daß ich bei ihm in Sicherheit bin, warum ängstigt sie sich nur immerzu, sie weiß doch, daß ich nie hungrig bin. Und der Garten ist so groß, ich hoffe, sie weiß nicht, daß wir sie hören.

Der Großvater schneidet die blütenlosen Stengel vom Phlox, er zeigt Anna, wie: Mit einem scharfen Messer macht er einen

kurzen, leicht schrägen Schnitt, eine Handbreit, das ist die Breite nicht ihrer, sondern seiner Hand, unter der Spitze. Mit dem Bündel gehen sie hinüber zum Glashaus, ein paar Stufen hinunter in den von Rosenranken überwachsenen feuchtwarmen Raum. Dessen untere Hälfte steckt im Boden, der Mittelgang ist aus der Erde gegraben, seine Wände werden mit Ziegeln verfestigt. Großpapa schleift sein Messer mit Schmirgelleinen.

Das Messer hat einen Griff aus Hirschhorn, das vom vielen Anfassen flach und glänzend geworden ist, und zwei Klingen; die große, starke braucht er im Garten, die kleinere zum Bleistiftspitzen.

Nachdem von jedem der kurzen Stengel die Blätter, bis auf vier oder sechs an der Spitze, vorsichtig entfernt sind, werden sie in ein schön vorbereitetes Beet, »zwei Drittel Sand, ein Drittel Erde«, gesteckt, einer neben den andern. »Schön dicht beieinander, regen sie sich gegenseitig an, Wurzeln zu bilden. Einzelne Stecklinge wachsen langsamer an, du mußt aufpassen, daß sie nicht verfaulen.«

»Wo werden wir die bewurzelten Pflanzen aussetzen?«

Im Garten wächst Phlox in allen Schattierungen von Rot, Lila, Rosa bis Weiß und Weiß mit rotem Herz und umgekehrt. Nicht nur der Phlox. Was immer in unserem Klima gedeiht, was alles einer ein Leben lang an Pflanzen sammeln und kreuzen und züchten kann, das blüht in diesem Garten, es blüht von Feber bis spät in den November. Ich seh kein Stück Erde mehr frei, und doch pikieren sie, pflanzen sie Tag für Tag weiter. Im Glashaus kommen neben den Phlox die Rosenstecklinge. Die gelbe Maréchal Niel.

»Kannst du mir sagen, wie man das schreibt? Das soll ein Mann, ein Krieger sein? Wie kann denn etwas, das so süß riecht, etwas, das so vollkommen ist, so heißen?«

Der Krieg ist hinter der Gartenmauer, im Glashaus ist Marschall ein weiblicher Name, eine Teerose. Die meisten Pflanzen haben schönere Namen, auch wenn sie unscheinbarer sind als die Maréchal Niel: Thymian und die Jungfrau im

Grünen, Holunder, Helleborus, Trollius ledeburus, Aquilegia, Cosmea oder, drüben vor der Mauer, alles überwuchernd, Topinambur. Die Knollen schmecken gut und süß. Die Großmutter kocht sie nicht so gern, wie wir sie essen.

»Denn nachher «

Sie hat leider recht, wir *puuzen*. Was das heißt?

»Es stinkt zum Himmel.«

»Wenns nur das ist. Es gibt anderes, Schlimmeres, das jetzt zum Himmel stinkt.«

Sagt das einer? Nein. Wer könnte sowas laut sagen. Mein Onkel ist doch fort. Er ist ein Maler, und Maler leben in Paris.

»Hoffentlich ist er jetzt nicht mehr in Paris«, hört sie Großmama leise sagen.

Wie vorsichtig die Erwachsenen geworden sind, sie reden, wenn möglich, französisch.

»Paris est occupé.«

Leinwände

Auf die Leinwände in meinem, seinem Zimmer hat er Vorstadtstraßen gemalt, auf einer hohen fensterlosen Mauer steht, Weiß auf Rosa, groß PICON.

Französisch möchte sie schon gerne verstehen, wenn's sein muß, es sogar lernen, aber Mademoiselle Nicolet, die Anna und ihrer Schwester Stunden gibt, spielt lieber Karten. Die Kinder hassen dieses Blumenquartett:

»La rose, la tulipe, l'églantine, la pervenche, la dahlia«

»Mais non! *le* dahlia!«

»Wozu Namen französisch lernen, die ich längst lateinisch weiß?«

Das alte Fräulein, das am Kirchplatz wohnt, dort wo der Seiltänzer das eine Ende des Drahtseils befestigt, trinkt beim Spielen saure Milch. Ein großes Glas nach dem andern, dicke

saure Milch, davon bleibt immer ein bißchen im Flaum über ihrer Lippe.

Nach dem Krieg

»Der Krieg wird nur ein paar Monate dauern«, hat Annas Vater gesagt, das ist jetzt auch schon mehr als ein paar Monate her.

Nach dem Krieg, wenn ich groß bin, geh ich nach Paris.

Ihr Onkel hat sie, als Anna ganz klein war, auf seinen Fuß gesetzt und ist so mit Riesenschritten quer durchs Zimmer gegangen, sooft sie wollte. Sein Zimmer ist jetzt ihres. Und wenn sie, statt zu lernen, stundenlang zum Fenster hinausschaut, ohne zu merken, was um sie herum geschieht, wenn Anna sie ansieht, aber nicht genau hört, was Großmama ihr sagt, sagt die: »wie der Gregor«, und streicht ihr über die Haare.

Nur hat der Onkel in Paris wahrscheinlich keinen Garten. Kann man ohne Garten leben? Statt zu pflanzen, malt er Bilder. Im Zimmer ist ein großes Gestell voller Bilder. An einer Wand hängen weiße und rosa Blumen.

»Was ist das?« fragt der Besuch: »Was sollen diese Flecken?« fragen die Großen, wo doch ein Kind sieht, daß das Pfingstrosen sind. Er hat sicher lange dran gemalt, ein paar Blütenblätter sind auf die Tischplatte gefallen.

»Ich werde, wenn ich groß bin, Malerin sein. Sowas kann man nicht werden, nur sein.«

Von Geburt an hat Anna mit diesen Bildern gelebt. Und mit Pflanzen. Mit Menschen und Blumen und Bildern. Und die Bilder haben sie reicher gemacht: Sie haben alles verdoppelt. Ja, es gibt Bilder von ihrer Mutter, von den Großeltern, von Tanten und von Onkeln, Bilder von Blumen und Bilder von unsern Tellern und Zitronen in einer Schüssel und von den Häusern und Straßen und von den Bergen, auf denen ich min-

destens einmal gewesen bin, und auch von solchen Bergen, Straßen und Häusern und Leuten, die ich nur von diesen Bildern kenne. Ich weiß, was das ist, Malen. Und wenn's mir nicht gelingt, genau zu sagen, was das ist, muß einer ein Jahr lang mit Großmama leben, zusammen mit dem Bild von ihr. Vielleicht genügt es sogar, neben Onkel Gregors Bild von den Pfingstrosen einen Pfingstrosenstrauß anzuschauen, wie die Knospen sich ganz langsam öffnen, so lange zu schauen, bis er verblüht.

Natürlich tut ihre Lehrerin sowas nicht. Sie sollen ein weißes Blatt in vier gleiche Felder teilen, rundum ein Rand, halb so breit wie das Lineal:

»Jetzt nehmt ihr Rot auf den Pinsel, macht mit Wasser im Farbkastendeckel die Farbe an und malt das obere Feld links schön gleichmäßig rot aus. Jetzt nehmt ihr Blau, genügend Wasser, malt das rechte Feld oben ordentlich fleckenlos blau. Jetzt das Gelb für das untere Feld links, Gelb geht ganz leicht, und Grün unten rechts.«

»Eine Sechs hat sie mir für meine erste Malaufgabe gegeben, die schlechteste Note. Und meint, so lernt man malen! Auswendig könnt ich ihr einen Klatschmohn malen, sogar eine Akelei oder eine Lupine. Nur kann sie wahrscheinlich eine Akelei gar nicht von einer Lupine unterscheiden.«

Kurz bevor sie aufhörte, ein Kind zu sein, hat Anna sich geschworen, das, was sie jetzt fühlte und dachte, wie ein Kind fühlt und denkt, nie zu vergessen, so wie Erwachsene eben normalerweise vergessen, nein, sie wollte diesem Kind, sich treu bleiben.

Du sollst nicht schwören, nicht versprechen, was du nicht halten kannst. Oder doch? Wenn du erst einmal weißt, was draußen vorging, was außerhalb der Gartenmauern und Hecken hier und dort und an weiß Gott wieviel Orten zugleich

immer noch weiter geschieht? Erinnert sie wirklich noch, wie sie war, bevor sie das, was sie nur geahnt hatte, in seinem ganzen grausamen Ausmaß wußte?

Dreißig Jahre, neun Monate und acht Tage

Ich habe alles genau vor mir gesehn, nicht nur in den schlaflosen Nächten: den gußeisernen Tisch im Garten, die Großmutter und Tante Berta, ganz lebendig, Fräulein Bielohradsky und die alte, von jahrelanger Gartenarbeit bucklige Frau Dietrich, Mademoiselle Nicolet, einen Seiltänzer vor ihrem Fenster, Onkel Gregor und den Großvater, mitten in seinen blühenden Stauden.

Dann bin ich hingefahren, die erste Reise ist auch schon wieder ein paar Jahre her, und jetzt streiten sich meine alten Erinnerungen mit den neuen.

Und diese Erinnerungen stimmen kaum mehr überein mit denen einer zweiten Reise.

Dreißig Jahre, neun Monate und acht Tage nachdem ich das Land verlassen hatte, trug ich meine Personalien im einzigen Hotel meiner Geburtsstadt ein.

Einen Tag lang versuchte ich vergebens, in den Garten meines Großvaters hineinzukommen, ja nur hineinschauen zu dürfen. Doch alle Türen und auch das große Tor waren verschlossen, an die Mauer kam ich nur an einer Stelle heran, sie war zu hoch und zuoberst mit Glasscherben versehen. Das große alte Haus neben dem Tor und Herrn Hauks Pferdestall war abgebrannt. Die Stadt, Straßen und Plätze hatten sich sonst wenig verändert, nur schien mir alles, was ich wiedererkannte, um hundert Jahre gealtert.

Ich kannte keinen Menschen, die Bewohner waren vor langem ausgewechselt worden.

Das Schloß über der Stadt ist jetzt Museum.

»Bilder? Ölbilder? Die hab ich alle verbrannt«, lachte stolz der Museumsdirektor: »Nach dem Krieg, da war ich noch Hausmeister hier, hab ich ganze Berge von Büchern und Bildern verbrannt. Hier in diesem Ofen.«

Nur die billigen Öldrucke preußischer Feldherren hat er respektiert, die überleben.

Von den Schloßfenstern aus konnte ich sehen, daß von all dem, was ich in mir aufbewahrt hatte, hier nur ein riesiger Grundriß übriggeblieben war, ein paar verwahrloste Bäume, darunter, zwischen Lastwagen und Kisten, Gras.

Der Hirschhorngriff

von Großvaters Messer liegt gut in der Hand, die Klingen sind scharf, die eine, die ich, so wie er, zum Bleistiftspitzen benütze, ist vom vielen Schleifen ganz kurz und schmal.

Heute ist ein Brief von einem tschechischen Kunsthistoriker gekommen. Für eine Monographie wünscht er Fotos von den Bildern der letzten Jahre und die biographischen Daten meines Onkels, den er unter »německo-česká výtvarná avantgarda« klassiert: »Meine ganze Energie möchte ich seinem Werk widmen.«

Wie viele Jahre nach K. G.s Tod?

»Mais non, ni tchèque, ni allemand«, meine Pariser Tante besteht darauf: »Il était français.«

Meine Fingernägel sind wie die meines Großvaters längs gerillt. Schon wieder unter Ring- und Zeigefingern diese dicken Schwielen.

Die Iris am Haus, aus Südfrankreich hierhergebracht, steht jetzt schon viel zu dicht und wird von Jahr zu Jahr mehr und ist doch noch voller Blüten.

Wohin könnte ich sie nach der Blüte verpflanzen? Und die Rosenbüsche sind mir über den Kopf gewachsen.

II.

Helden

Gregor war der Held ihrer Kindheit. So als brauchte ein Kind einen Helden, unbedingt seinen eigenen, einen von anderen, unbekanntem oder nur vom Hörensagen bekannten, ganz verschiedenen Helden, einen ganz und gar anderen als diese fremden, mit ihren Greuelthaten unzumutbar heldenhaften Vorbilder. Zumindest ein Anna ähnliches Kind wollte seinen eigenen Helden und keinen dieser marktschreierisch menschenopfernden und selbstmörderischen, keinen dieser ihr tatsächlich unbegreiflich gehorsamen Männer.

Heute die Vorstellung, hier auf dem Berg, im kleinen Wohnwagen, den ich mein Büro nenne, daß Zeitungen und Literatur der Kriegsjahre auf Disketten konserviert erhältlich wären, und ich könnte auf Knopfdruck *SEARCH: string to search for HELD*, die damals gültige Definition, die gängigen Vorstellungen von vorbildlichen Helden abrufen. Nur um meine etwas pauschal, undifferenziert tönenden Behauptungen: *marktschreierisch, Greuelthaten, menschenopfernd* oder *selbstmörderisch* zu belegen.

Wie könnte man, oder wie könnte ich, wenn ich das wirklich vorhätte, Männer, die von Andersdenkenden, von anders als ich Denkenden, als heldenhaft beschrieben werden, gut kenntlich beschreiben?

Doch Vorsicht, »die Zeit vergeht nur zum Schein, die Zeit ist stehengeblieben in uns«, allein der Gedanke, bestimmten Wörtern wiederzubegegnen und damit erinnert zu werden an das, was sie eingeleitet, was sie ausgelöst haben, das meine Kinderzeit oft verdunkelt, verdorben und zeitweilig zerstört hat, diese alten Leitsätze erneut lesen zu müssen, verursacht Unbehagen, fast körperliche Übelkeit. Dokumentiertes Übel,

und nochmals Druck in meiner Kehle, im Magen, das werd ich mir ersparen.

Gleich wieder löschen: *DELETE*. Druck: *ESCAPE*.

ESCAPED

Ich schaue, so wie fast alle Tage, vom Arbeitsplatz aus auf eine kleine friedliche Waldwiese. Von meiner rechten Seite her gegen den Waldrand leicht abfallend, an der oberen, son-nigen Seite begrenzt von niedrigen überwachsenen Mauern, dahinter, hinter Schlehdorn- und Weißdorngebüsch, Flieder und Kletterrosen versteckt, schiefe Hütten, alte Holzschup-pen und Wohnwagen in terrassierten, liebevoll bepflanzten Gärten.

Ja, eigentlich sitze ich fast mitten in der Waldlichtung mit Zelt und Wagen, meine Parzelle ist nur von einer Reihe bemooster Steine vom größeren Teil der Wiese getrennt. Die mündet am andern Ende breit in einen Weg, der tunnelartig in den Wald führt, dort leicht abfällt und im Dunkeln verschwindet.

Die Wagen und Hütten sind nur selten bewohnt, hie und da am Wochenende kommen Leute vorbei, führen ihre Hunde spazieren, nicken von weitem einen Gruß, und wenn man Lust hat, ergibt sich ein kurzes Gespräch. Glückliche über-standene Krankheiten, eine Lungenoperation. Aber meist be-tritt stundenlang, tagelang kein Mensch diese Wiese.

Statt zu arbeiten, wie ich mir vorgenommen hatte, warum ich ja auch tagein tagaus seit Monaten an diesen vierhundert Me-ter höher als mein Wohnort gelegenen Arbeitsort, den soge-nannten oder sogewünschten Arbeitsplatz heraufkomme, um etwas Bestimmtes, seit Jahren im Kopf herumgedreht und mehrmals ansatzweise notiert, endgültig aufzuschreiben, statt also das, was man im allgemeinen Arbeit nennt, was mich in glücklichen Momenten kaum an Arbeit erinnert, zu tun, genieß ich jetzt die Sonne im Liegestuhl.